

## Stimmen gegen den Krieg

Beiträge 431–440

1. Rudolf Habringer: Vor drei Jahren
2. Veronika Schneider: Die Mama bächt ällm nou Schtreislkuchn
3. Christine Steinböck: Ein Gedicht für den Frieden
4. Eva Holzmaier: Eingriffe
5. Biba al-Nasiri: Der letzte Schuss?
6. Andreas Schinko: Wenn der Ostwind
7. Anna-Maria Aurel: Die Stadt
8. Ingrid Hofer: Krieg
9. Günther Zäuner: Kolomeyka
10. Irmgard Löschner: Die Sonne

### Rudolf Habringer: **Vor drei Jahren**

(...) Vor drei Jahren unternahme ich mit meinem damals dreizehnjährigen Sohn eine Reise ins Baltikum, Martin Pollacks Buch *Kontaminierte Landschaften* im Gepäck. (Die Länder des Baltikums wurden im Zweiten Weltkrieg von einer Welle der Gewalt der deutschen Wehrmacht überrollt. Überall Verbrechen, an vielen Orten anonyme Massengräber.)

Unsere Reise führt zuerst nach Polen. Wir besuchen Krakau und nehmen dann nicht den direkten Weg nach Norden, sondern biegen ab in den Südosten des Landes, fahren in ein Kaff namens Teniatyska.

Dort hat am 22. Juni 1941 mit dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Russland für meinen Vater der Zweite Weltkrieg begonnen. Ein Ereignis, das er Jahrzehnte später in einer Skizze festgehalten hat und das er seinen Kindern immer wieder erzählt hat. Noch am ersten Tag der Kriegshandlungen ist er, der damals Einundzwanzigjährige, eben ausgebildet als Sanitäter, an der damals polnisch-russischen (heute polnisch-ukrainischen) Grenze im ehemaligen KuK Grenzgebiet, 70 km von Lemberg entfernt, verwundet worden und von einem Kameraden, dem späteren Gendarmeriekommandanten von Freistadt, von der Front in ein Lazarett zurückgeschleppt worden. Das Wort vom Lebensretter aus Freistadt ist später in den Erzählungen des Vaters immer wieder aufgetaucht.

Als mein Sohn fünf Jahre alt war, verblüffte er mich mit dem Satz „Papa, es ist eigentlich komisch, dass wir da sind“. Damals erzählte ich ihm die Geschichte seines Großvaters. Jahre später, mein Sohn ist dreizehn, stehen wir in diesem Nest Teniatyska und ich lese Benni aus der Skizze seines Großvaters vor. Es ist heiß, ein Nachmittag auf dem Land. Irgendwo tuckert ein Traktor in den Feldern. Alles grünt und blüht. Keine Menschen zu sehen. Die Luft flirrt. Stell dir vor, sage ich zu meinem Sohn, was gewesen wäre, wenn dein Großvater damals nicht gerettet worden wäre. Dann wären wir jetzt nicht da.

Warum erzähle ich das? Weil sich unser Leben so vielen Zufällen verdankt. Und weil ich es als puren Zufall empfinden kann, heute hier zu sitzen.

Es ist der Zufall, sagt die Geschichte. Ob du fliehen musst oder im Warmen sitzt. Ob du alles aufgeben musst von einem Tag auf den anderen. Ob dich plötzlich ein Krieg aus deinem Alltag reißt, in dem es um Leben und Tod geht oder ob du das Glück hast, dich wenigstens in vorläufiger Sicherheit zu wähen.

Vier Millionen Flüchtlinge werden erwartet. Die Hälfte der Bevölkerung Kiews hat ihre Stadt bereits verlassen. Ich lese von mutigen AutorInnen und KünstlerInnen aus der Ukraine und aus Russland, die sich gegen diesen Angriffskrieg aussprechen.

Heinrich Bölls Frage aus seinem Roman *Wo warst du, Adam?* fällt mir ein. Bei Böll hieß die Antwort: „Ich war im Weltkrieg“. Wer wird uns fragen: „Wo warst du, als damals in der Ukraine der Krieg ausbrach? Und was hast du gemacht?“

Was können wir tun, die wir uns einige hundert Kilometer westlich der Ukraine in Sicherheit wähen? Wie aus der Ohnmacht kommen?

Das wenige, das wir tun können, sollten wir tun. Unsere Stimmen erheben. Nur seriöse Berichterstattung teilen. Solidarität mit den Kriegsoptionen zeigen. Mit Sachspenden helfen. Wenn möglich, mithelfen, Notunterkünfte zu organisieren.

Stop this war! Die Waffen müssen wieder schweigen, die Diplomatie muss wieder aufgenommen werden.

Das zweite Motto in Bölls Roman stammt übrigens von Antoine de Saint-Exupéry's *Flug nach Arras*: „Der Krieg ist eine Krankheit. Wie der Typhus.“

### Veronika Schneider: **Die Mama bächt ällm nou Schtreislkuchn**

Die Mama bächt Schtreislkuchn,  
es schmeckt nouch frischn Buttår und Vanillezuggår.

Und it weit weck  
lafft ålles derfun,  
vun Zuig, vun Därhoam, vun Lånd.

Es schmeckt noch Wåffenrach und verbrennte Heisår.

Die Mama bächt Schtreislkuchn,  
es schmeckt nouch griebene Äpfl und Goggelen.

Und it weit weck  
hockn tausende Leit in die Keller und U-Bahn Schächt  
und dejs Meer schlintet ällm nou noch hunderte Leit.

Es schmeckt nouch Nelet, salzige Zacher und Toad.

Die Mama bächt Schtreislkuchn,  
es schmeckt nouch an hoafn Båchrearl und fäschert fertign Kuchntoag.

Und it weit weck  
sein sa kemmen,  
ålte Leit mit Krucken und Weiberleit mit Kinder und Poppelen.

Es schmeckt a bissl nouch Hoffnung aber a nouch viel Ångscht.

Die Mama håt an Schtreislkuchn bächt  
und der isch guat gwoarn.

Er schmeckt mir und dir  
und gånz bsunders der Babuschkaoma Satsita und  
der Ina mit ihrn Poppele aus der Ukraine

und der Zafia mit ihre 5 Kinder aus Somalia  
und in Muzaffer aus Syrien.

Weil dej hât die Mama heint ingloudn, wia jede Wocha  
zun Deitschlearen und af an Schtreislkuchn.

Und dejs Mitânând in Frieden schmeckt ins âlle souvl guat.

Christine Steinböck: **Ein Gedicht für den Frieden**

Ein Gedicht für den Frieden  
Wo der Krieg lauthals stöhnt  
Einen Satz für den Frieden  
Wo man Leben verhöhnt  
Ein Wort für den Frieden  
Wo Verzweiflung laut schreit  
Ein Gedicht für den Frieden  
Dass uns der Friede ereilt

Kein Wort reicht noch aus  
Kein Satz, kein Gedicht  
Beim Anblick des Krieges  
Der Unsagbares spricht

Er spricht die Sprache des Todes  
Die Sprache vom Leid  
Und schwört vor den Menschen  
Einen nicht haltbaren Eid  
Von Sieg und von Leben  
Doch jeder Krieg heißt Verlust  
Und Millionen von Menschen haben's gewusst

Die Sprache des Krieges ist leicht übersetzt  
Mittendrin steht der Tod, der seine Messerklinge wetzt  
Die Schneide ist scharf und die Schmerzen sind groß  
Für Millionen von Menschen ein trostloses Los

Ein Gedicht für den Frieden  
Wo der Krieg lauthals stöhnt  
Einen Satz für den Frieden  
Wo man Leben verhöhnt  
Ein Wort für den Frieden  
Wo Verzweiflung laut schreit  
Ein Gedicht für den Frieden  
Dass uns der Friede ereilt

Eva Holzmair: **Eingriffe**

Ein verbranntes Bein ragt unter der Decke hervor, die sich über einem schwangeren Bauch wölbt. Die Sanitäter eilen, doch wohin, das zeigt die kurze Filmsequenz aus Mariupol nicht. Es braucht noch Sendeplätze für Bilder von der russischen Armee vor Kiew, vom Widerstand in Charkiw, vom Grenzübergang zum polnischen Dorohusk. Putins Spezialoperation läuft, und mit ihr die Berichterstattung. Der OP-Saal von Feuersäulen ausgeleuchtet. Rote Lichter blinken. Achtung, wir sind auf Sendung, live dabei, wenn der faschistische Imperator zum Messer greift, zum Schnitt ohne Kaiser ansetzt, der tödliche Ausgang gewiss. Wie das Kind noch schützen?

Biba al-Nasiri: **Der letzte Schuss?**

In einem Punkt sind sich Film, Musik und Kunst einig: Krieg endet mit dem letzten Schuss, der fällt.

Wir alle kennen die Bilder jubelnder Menschen.

Strahlend im Angesicht des Sieges schweben sie über Trümmerberge und Leichen hinweg, von heroischer Musik begleitet. Gänsehautmomente im Kino oder vor dem Fernsehbildschirm.

Die letzten Bilder meiner Brüder und meines Neffen hingegen sind nicht die von strahlenden Filmhelden. Von ihnen blieben bis zur Unkenntlichkeit zerfetzte Körper, schwarz-rote Blut- und Fleischklumpen, aus denen bläuliche Knochen ragten.

Überleben ist kein Sieg, sondern eine Bürde und eine niemals zu begleichende Schuld gegenüber den Gefallenen.

In der Realität kennt Krieg keine Gewinner, sondern nur Verlierer und den Tod, auf allen Seiten.

Der letzte Schuss ist nicht das Ende des Krieges, sondern der Beginn eines neuen, der still und unsichtbar verläuft. Körperliche und seelische Wunden bleiben, ein Leben lang.

Krieg ist das Problem, niemals die Lösung!

Andreas Schinko: **Wenn der Ostwind**

Wenn der Ostwind  
nach Propaganda riecht,  
die Lügen der Kriegstreiber teilt  
und die Hetze der Nationalisten

Wenn der Ostwind  
das Rattern von Panzerketten heranträgt,  
das Knattern von Maschinengewehren  
und das Krachen von Granaten

Wenn der Ostwind  
vibriert vom Schmerz verwundeter Soldaten,  
vom Weinen von Müttern, Frauen und Töchtern,  
vom Schreien verängstigter Kinder

Dann darf man im Westen nicht weghören,  
muss nach Osten schauen  
und handeln

Anna-Maria Aurel: **Die Stadt**

Mira war sieben. Sie wollte die Stadt sehen. Die schillernde, geschäftige Stadt, von der ihre Eltern immer erzählten: Die Boutiquen, die Cafés, die Restaurants und Bars, die Straßen, die Autos, die Leuchtreklamen, die vielen schicken Leute, die Züge und die Busse. Sie waren seit ihrer überstürzten Flucht vier Jahre zuvor nicht mehr dort gewesen. Nun stand er mit seiner Frau und seiner Tochter auf dem Hauptplatz, den er kaum wiedererkannte.

„Papa?“, hörte er Miras Stimme. „Wo ist die Stadt? Wo sind die Geschäfte, die vielen Autos, die Leuchtreklamen? Die schick gekleideten Leute?“

Ja, wo waren sie? Es gab im gesamten Viertel kein Gebäude mehr, das noch Glasfenster hatte, zum größten Teil waren die Häuser eingestürzt. Armselige, in Fetzen gekleidete Menschen irrten mit leeren Blicken durch die Straßen, Geschäfte sah er keine. Auf dem Hauptplatz wurde ein wenig Essen verteilt oder gegen etwas anderes getauscht. Geld war keines mehr im Umlauf.

Er räusperte sich. „Die Stadt ist ... weg“, erklärte er Mira.

„Warum? Warum ist sie weg?“, fragte das kleine Mädchen erschrocken.

Er sah sie an. „Vor vier Jahren, als du erst drei warst, brach ein Krieg aus. Dabei wurde die Stadt zerstört.“

„Was ist ein Krieg, Papa?“

„Ein Krieg ist, wenn zwei Länder gegeneinander kämpfen. Ein sehr machtgieriger Mann, der Diktator des großen Nachbarlandes, wollte unser Land besitzen und hat seine Soldaten und seine Bomben geschickt. Wir waren vorher nicht reich, aber es ging uns relativ gut. Wir hatten genügend zu essen, eine schöne Wohnung, elektrischen Strom, Fernsehen, Internet, ein Telefon. Bis die Bomben kamen.“

Mira sah ihn verwirrt an. Ihm wurde bewusst, dass sie keine Ahnung hatte, was elektrischer Strom, Fernsehen, Telefon und Internet waren. Seit dem Krieg gab es das alles nicht mehr. Das ganze System war zusammengebrochen und sie lebten nun in einem winzigen Dorf mitten in der Einöde. Alles, was sie brauchten, produzierten sie selbst. Sie lebten wie im Mittelalter. Er hatte gehofft, in der Stadt den modernen Komfort wiederzufinden. Doch hier war die Situation weitaus schlimmer als bei ihnen auf dem Land. Im Vergleich zu den armseligen Gestalten, die hier herumirrten, waren sie richtig reich. Im Vergleich zu den ausgehöhlten Häusern der Stadt war ihr bescheidener Bauernhof ein Luxus. Und das Dorf mit seinen kleinen Häusern, den vielen Gärten und den großen Feldern rundum ein Paradies.

„Was sind Bomben, Papa?“

„Bomben sind Objekte, die man aus einem Flugzeug wirft und die am Boden explodieren. Es macht *Bumm* und dann brennt es.“

„Und wofür macht man das?“

Er überlegte einen Moment lang. „Man macht es, um zu zerstören.“

„Ich verstehe nicht“, sagte Mira ratlos. „Aber der mächtige Mann wollte doch unser Land haben? Warum hat er dann alles kaputtgemacht?“

Miras Eltern blickten sich an.

„Das haben wir uns auch gefragt“, erwiderte Miras Mutter nach einigen Sekunden leise.

Der mächtige Mann hatte das Land schließlich bekommen, nachdem er es vollkommen zerbombt hatte. Aber der Diktator war nun tot und seine Nachfolger kümmerten sich um das

Land, das nur mehr ein Ruinenhaufen war, nicht mehr. Auch die finanzielle Hilfe aus dem Ausland reichte anscheinend nicht aus, um die Infrastrukturen wieder aufzubauen.

Die Familie schwieg bedrückt und sah zu den ausgemergelten Menschen auf dem Hauptplatz, die genau dort standen, wo sich früher das schicke Café mit seiner großen Terrasse befunden hatte. Waren es dieselben Menschen, die damals auf diesem Platz gutgekleidet ihre Cocktails genossen hatten? Oder waren diejenigen, die vor Jahren hier an den Tischen gesessen hatten, schon tot? Geflohen? In die Einöde? Ins Ausland?

Er wusste nicht, wie er Mira verständlich machen konnte, was geschehen war. Er selbst hatte als Schüler Kriege in den Geschichtsbüchern studiert. Doch er hatte keine Ahnung gehabt, was ein Krieg wirklich war. Bis sein eigenes Land vom riesigen Nachbarland attackiert worden war. Bomben, Soldaten, Zerstörung, Folterungen, Erschießungen und die Flucht in das winzige Dorf am Ende der Welt.

Nun war alles anders. Das Früher war bedeutungslos, das Morgen unsicher. Und das Schlimmste war, dass Mira keine Zukunft hatte. Wie konnte er ihr das alles nur erklären? Und wie sich bei ihr dafür entschuldigen? Weil er es nicht hatte verhindern können?

Ingrid Hofer: **KRIEG**

soldat **K**  
lebemensch  
arbeiter, ehemann, vater  
gestern waffeneinweisung  
stillgestanden im gleichschritt  
fällt **K** an der Front  
hoffnungsloser gehorsam  
betäubt elend und schmerz die kompanie sortiert sich neu  
angriff  
schreit über ihnen  
die **GIER**

Günther Zäuner: **Kolomeyka**

Noch vor wenigen Wochen tanzte sie auf ihrer Hochzeit ausgelassen *Kolomeyka*, den traditionellen ukrainischen Tanz. Nun ist die neue Wohnung zerstört, sämtliches Hab und Gut verbrannt. Sie sitzt irgendwo in Mariupol in einem Keller, trägt ein Kind unter dem Herzen, während über ihr Raketen und Marschflugkörper einschlagen. Ihr Mann verteidigt als Freiwilliger mit gelber Armschleife seine Familie und sein Land. Seit Tagen lebt sie in Ungewissheit, hat nichts mehr von ihm gehört. Sein Handy ist tot.

Irgendwo im Kreml oder in einem Bunker sitzt abgeschottet der Mann, der für diesen Überfall verantwortlich ist, der Blutbäder anrichtet und noch mehr Schuld auf seine Schultern lädt, als er sich ohnehin bereits vor diesem Wahnsinn aufgebürdet hat. Der Mann, der Menschen aus ihrem kleinen Kosmos reißt, sie in eine ungewisse Zukunft jagt, der im 21. Jahrhundert für neuerliche Flüchtlingsströme sorgt. Der Mann, der angeblich nur militärische Einrichtungen bombardieren lässt.

Ein ehemals unbedeutender KGB-Mann, der einst in Dresden nichts zu melden hatte und niemals verkraften konnte, dass die Sowjetunion in seiner alten Größe nicht mehr existierte.

Als Geheimdienstler lernte er lügen, täuschen, intrigieren und über Leichen zu gehen. Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus plante er seinen unaufhaltsamen Aufstieg. Zuerst unter Anatoli Sobtschak, dem unfähigen Bürgermeister von St. Petersburg und später unter Boris Jelzin. Immer diskret im Hintergrund die *solwiki*, die alten KGB-Granden, und die *Tambow*-Mafia, denen er unermessliche Reichtümer verschaffte. Unter dem Beifall des Westens, der EU, der Wirtschaft und der NATO. Man buhlte um seine Gunst und sein Wohlwollen. Wer nach seiner Pfeife tanzte, wurde reichlich mit hochdotierten Aufsichtsratsposten belohnt.

Jetzt will er seine größenwahnsinnigen Pläne von der alten Größe der Sowjetunion Land für Land realisieren. Zuerst muss die Ukraine dran glauben.

Wolodja, du hast dich erfolgreich in das Schwarzbuch der Geschichte und ihrer Massennörder eingetragen. Du lebst in deiner eigenen Welt, umgeben von Speichelleckern. Du wirst enden wie alle Tyrannen vor dir.

Die Widerstände in deinem eigenen Land häufen sich, selbst wenn du deinen Gegnern mit fünfzehn Jahren Haft drohst. Du hast dir ins Knie geschossen. Hoffentlich meutern bald deine Soldaten, weil sie nichts zu fressen haben und unter falschen Voraussetzungen in die Ukraine abkommandiert wurden.

Hüte dich vor den Soldatenmüttern, die ihre Söhne für dich opfern müssen. Denke an die Oligarchen, die durch dich zu denen wurden, die sie heute sind. Doch jetzt sind die Geldhähne zugedreht, und das werden sie dir nie verzeihen.

Eines Tages wirst du für all das Leid, das du mit deinen wahnwitzigen Machtfantasien und deinem Geltungsbedürfnis ausgelöst hast, bitter bezahlen müssen. Entweder du verpasst dir selbst eine Kugel, wenn du für dich keinen Ausweg mehr siehst, oder du landest vor einem Kriegsgericht. Vielleicht sitzt längst ein Brutus in den eigenen Reihen und du weißt es nur noch nicht?

Du hattest deine Chance als großer, besonnener Staatsmann in die Geschichte einzugehen. Jene, die noch zu dir halten, werden dir bald in den Rücken fallen, weil sie nicht mit dir untergehen wollen. Und in der Ukraine werden sie wieder *Kolomeyka* tanzen.

Trotz dieses für unmöglich gehaltenen Krieges, denken wir auch an Syrien, wo Assad mit Putins Unterstützung wütet. An Afghanistan, wo die Taliban ungehindert ihren Terror ausüben. An den Jemen, der völlig aus dem Fokus der Weltöffentlichkeit zu verschwinden droht. Diese Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

## Irmgard Löschner: **Die Sonne**

Die Sonne wie lauter Ruhmesglanz und Macht versengt alle die ihr zu lange uneingeschränkt zu nahe kommen

Deshalb sollte jede Demokratie sicherstellen dass niemals ein einziger Mensch das Sagen hat und alle anderen durch Drohung und Angst zum Schweigen gebracht werden können

Wir Menschen haben im Gegensatz zu unseren tierischen Vorfahren allzu vernichtende Waffen entwickelt als dass wir die Herdenführung dem stärksten sprich aggressivsten Männchen überlassen dürfen

das nachdem es seine Entgegner mundtot gemacht an Machtrausch und Größenwahn erkrankt Unheil Krieg und Tod über unseren Planeten heraufbeschwören kann